

Zweimal bezahlt.

(Eine Kriegsgefahr aus vergangener Zeit.)

Der Großvater war ein alter, weiserer Offizier. Eine Menge von Orden bedeckte seine Brust und bezeugte seine Tapferkeit. Nun freilich hatte das Alter ihn gebeugt. Wie es sein Haar weiß gefärbt, so hatte es auch seine Kraft gelähmt. Er hatte längst seinen ehrenvollen Abschied genommen. Aber noch immer gedachte der würdige Greis mit Lust der Schlachten und Kriege seiner Jugend. Dann bligten seine Augen in frischem Feuer, dann klangen seine Worte so lebendig und munter. Und die Entel saßen gern zu seinen Füßen und hörten begierig seiner Rede und seinen Kriegsgeheimnissen zu.

Eines Abends saß der Alte behaglich in seinem Lehnstuhl. Ein helles, lustiges Feuer loderte auf dem Kamin und erleuchtete das Gemach. Er gedachte sinnend und schweigend der vergangenen Zeiten, während die Entel fröhlich um ihn herum spielten. Da flüsternten sie plötzlich miteinander und liefen dann auf den Alten zu. „Lieber Großvater,“ so baten sie schmeichelnd, „erzähle uns doch wieder eine schöne Geschichte aus dem Kriege. Wir wollen auch ganz still sitzen und zuhören.“ Der Großvater lächelte. Er streichelte den beiden Knaben, die an seine Knie sich schmiegen, die blühenden Wangen, und erzählte dann die folgende Geschichte, die so eben sein Herz bewegt hatte.

„Ihr wißt, lieben Kinder,“ sprach er, „daß ich als preussischer Offizier im Jahre 1812 auch in Russland gewesen bin. Das ist mir so sehr genaugeworden. Der Franzosenkaiser hatte mit unserm lieben Könige ein Bündnis geschlossen, worin dieser ihm zum Kriege gegen Russland zwanzigtausend Mann Hilfstruppen versprechen mußte. Wenn er es nicht getan hätte, so hätte der übermüthige Napoleon noch viel mehr Jammer und Glend über unser armes Vaterland gebracht, oder dem preussischen Staate gar ein Ende gemacht. Darum mußte der fromme König Friedrich Wilhelm der Dritte mit schwerem Herzen sich zu jenem Bündnis entschließen, wozu man ihn von Paris aus geordert hatte. Die Nachricht davon machte in dem preussischen Heere einen sehr traurigen Eindruck. Viele der besten Offiziere, unter ihnen auch der tapfere Sneyfennau, nahmen deshalb ihren Abschied und traten in russische Dienste. Aber ich konnte und wollte in der Zeit der Not meinen König und meine Fahne nicht verlassen. So kam es denn, daß ich als junger Offizier mit den Franzosen nach Russland ziehen mußte. Das war ein trauriger, ein unglückseliger Feldzug, wie ihr wißt. Die große Armee, die der Kaiser Napoleon dorthin geführt hatte, mußte am Ende des Oktobers das brennende Moskau verlassen. Auf dem Rückzuge ging sie im Kampfe gegen den grausamen Winter jenes Jahres und gegen den erbitterten und unermüdbaren Feind beinahe ganz und gar zu Grunde. Nur elende und klägliche Überreste des einst so stolzen und glänzenden Heeres erreichten nach furchtbaren Anstrengungen und Leiden endlich wieder die preussische Grenze.

Wir Preußen waren etwas besser daran. Die Russen wußten gut, daß wir im Herzen nicht ihre Feinde, sondern ihre Freunde waren. Wir schonten uns gegenseitig, wenn es irgend möglich war. Nur hier und da gab es einen Zusammenstoß zwischen uns und ihnen. Er war groß genug, um uns immer wachsam zu erhalten und uns daran zu erinnern, daß wir miteinander auf dem Kriegsfuß standen, und wiederum zu klein, als daß man einen irgendwie bedeutenden Erfolg daraus hätte gewinnen können. Bei alledem war es gerade kein Vergnügen auf diesem Rückzuge. Uns plagte die strenge Kälte und oft auch der Hunger. Die engen und kleinen Erdhöhlen, in denen wir uns für die Nacht eingruben, waren ziemlich unbequem. Aber noch viel schlimmer war es, zwölf oder vierundzwanzig Stunden auf Vorposten zu stehen. Wir waren oft vor Kälte matt und trank, und durften nicht einmal ein Feuer anzünden, an dem wir uns erwärmen konnten. Am schlimmsten aber waren die Märsche durch die endlosen Wälder. Der Schnee lag darin so tief, daß auch Tausende und aber Tausende, die hindurch waten, ihn mit ihren Füßen nicht festtreten konnten. Wir Offiziere hatten es nicht besser, als unsere Soldaten. Ja, wir wollten es nicht besser haben als sie. Es war für uns eine Ehrensache, alle Mühen und Entbehrungen gleichmäßig mit ihnen zu ertragen. Darum gingen wir mit ihnen zu Fuß, während unsere Pferde uns nachgeführt wurden.

Eines Tages hatten wir eben einen solchen Marsch durch den Wald vollendet. Ich mit meinen Leuten war an der Spitze des Zuges. Wir traten aus dem Walde heraus. Da lag vor uns ein großes, schönes Schloß. Städtliche Wirtschaftsgebäude und keine Bauernhöfen umgaben es von allen Seiten. Ich meldete dem Kommandeur, was ich gesehen hatte, und erhielt den Befehl, mit einer Abteilung

meiner Soldaten vorzugehen und das Schloß zu untersuchen. Wir gingen vorsichtig darauf zu. Wir drangen über den Schloßhof in die einzelnen Gebäude. Es war alles leer, keine Menschenseele war in den weiten, öden Räumen zu finden. Die großen Stubenbeger Ruhlands machten es in jenem Kriege nicht anders. Sie verließen mit ihren Familien ihre Besitzungen. Ihre Leibeigenen und ihre Bedienten an entlegenen Schlafplätzen in Sicherheit gebracht. Das Getreide wurde unter dem Schnee vergraben. So fanden die Feinde, wenn sie in ein Dorf oder auf ein Gut kamen, nur das leere Nest. Ebenso ging es auch uns. Nachdem wir das Schloß und die dazu gehörigen Gebäude genau durchsucht hatten, nahmen wir von demselben Besitz und richteten uns, so gut es eben anging, darin ein. Das war keine kleine Freude für uns und unsere Soldaten. Sie waren seit mehreren Wochen beinahe unter dem Dach, viel weniger in ein so prächtiges Haus gekommen. Unsere Freude aber wurde bald vermindert, als wir die Erdbebung machten, daß in sämtlichen Stuben des Schlosses kein Ofen zu finden war. Daß alle Möbel und Hausgeräte fehlten, versteht sich von selbst. Nur in einem Saale fand sich ein Kamin. Wir stopften ihn ganz voll mit Holz, zündeten es an und legten uns in den behaglichen Schein der Flamme mit unsern großen Schafspelzen auf den Fußboden nieder. Wir wollten so lange schlafen, bis unsere tägliche Mahlzeit, Hammelfleisch mit Graupen, fertig war. Damit ich euch aber nicht die Unwahrheit sage, muß ich noch hinzufügen, daß es auch manchmal Hammelfleisch mit Reis gab. Diese beiden Gerichte waren die ganze Abwechslung, die wir uns erlauben konnten. Aber man wird im Felde und auf dem Marsche sehr genügsam und dankt Gott von Herzen, wenn man nur irgend etwas zu beißen hat. Wir hatten uns also auf den Fußboden niedergelegt, um bis zum Essen von dem anstrengenden Marsche, den wir eingeht hatten, ein wenig auszuruhen. Bald aber ward der ein, bald der andere von uns seinen großen Schafspelz ab. Wir looten den vortrefflichen Kamin, der einen so großen Saal, wie wir meinten, so schnell durchwärmen konnte. Erst später merkten wir, daß das Schloß durch warme Luft geheizt wurde, und daß unsere Diener gerade die Heizkammer, weil dort gespaltenes Holz in großer Menge vorrätig lag, zu ihrer Küche sich erwählt hatten. Nun war unser Glück erst recht groß. Wir freuten uns besonders um unsern zahlreichen Kranken willen. Auch bei meiner Kompanie hatte ich nur noch einen einzigen diensttuenden Offizier, den Leutnant A., während wir einen andern unserer Kameraden nur mit großer Mühe mit uns schleppten. Um feinerwillen war es mir besonders lieb, daß wir jenen glücklichen Fund gemacht hatten. Denn ich selbst hatte keinen großen Hunger davon, ich mußte noch denselben Abend hinaus auf die Feldwacht ziehen.

Draußen auf der Wache war es viel unbehaglicher, als in dem schönen, warmen Schlosse. Wir schlugen eine der uralten, schneebedeckten Fichten nieder und zündeten sie an ihrem einen Ende an. Bald brannte sie in hellen Flammen und beleuchtete ihre Kameraden, die rings herum in glänzendem Krytallschmuck standen, und den dunklen Wald mit seinen funkelnden Schneemassen. Auch auf dem Wachtposten war keine Ruhe zu finden. Wir wußten, daß der Feind uns von allen Seiten umschwärzte, und die einzelnen Posten mußten darum alle halbe Stunden untersucht werden.

Die Nacht verging still und ohne Störung. Aber mit dem ersten Grauen des Tages fielen mehrere Schüsse. Ich schickte Meldung zu dem Kommandeur und zog meine Posten zusammen. Bald kamen einige Husaren und eine halbe Kompanie Infanterie uns zur Hilfe. Sie brachten den Befehl für uns, vorzurücken und die Gegend zu durchsuchen. Wir drangen still und vorsichtig durch den Wald. Als wir an dessen Ende gelangten, erblickten wir einzelne Kosaken, die auf ihren raschen Pferden eilig vor uns flohen, und auf einer Waldwiese einen Trupp feindlicher Infanterie. Wir stürzten so schnell u. festig auf den Feind los, daß wir ihn vollständig warfen und außer einer Anzahl von Offizieren im ganzen gegen zweihundert Gefangene machten. Sie mochten in der Dämmerung unsere Zahl wohl nicht richtig geschätzt und eine weit größere Truppenzahl vor sich vermutet haben. Mein Kamerad, der Leutnant A., hatte mit großer Tapferkeit die Kosaken auseinander gesprengt. Er hatte viele Gefangene gemacht, auch eine große Zahl von Pferden erbeutet. Unter diesen Pferden war ein prächtiger, kleiner Falber, mit schwarzem Schweiß und weißen und seinem Bau. Man sah auf den ersten Blick, daß es ein treffliches und kräftiges Pferd war. Mein Kamerad, der es erbeutet hatte, sah es ohne weiteres als sein rechtmäßiges Eigentum an und sprang gleich in den Sattel, um sich des Tieres zu verschern. Ein junger russischer Offizier, der tapfer gekämpft hatte und

nur, weil er verwundet worden, in unser Hände gefallen war, sollte seinen Bewegungen mit Aufmerksamkeit und ängstlichen Blicken. Endlich trat er zu dem Leutnant heran und sprach einige Worte mit ihm. Man sah es ihm an den Augen an, um was er ihn gebeten hatte. Dann streckte er das schöne Pferd, das seinen Kopf schmeichelnd auf seine Schulter legte und die klugen Augen auf ihn richtete. Mein Kamerad schlug ihn seine Bitte ziemlich barsch ab und ließ ihn dann hinwegführen. Der arme Offizier ging traurig von dannen. Er blickte noch einmal nach dem Pferde zurück, dessen Verlust ihm in diesem Augenblicke vielleicht mehr schmerzte, als seine Gefangenschaft und seine Wunde. Ich sah, daß die hellen Tränen in seinen Augen standen, und fühlte herzlich Mitleid mit ihm. Darum ging ich zu meinem Kameraden und fragte ihn, was er eigentlich mit dem russischen Offizier verhandelt habe.

Er antwortete schnell und unmutig: „Das Pferd hat ihm früher gehört, und der Herr will es wieder haben, obgleich ich es doch erbeutet habe.“

„Nun so gib es ihm doch,“ bat ich den Freund. „Wir haben Pferde genug, und du kannst dir, welche du willst darunter auswählen.“

„Dann müßte ich doch sehr dumm und töricht sein,“ antwortete mein Kamerad. „Dies Pferd ist so vortrefflich, wie ich selten eins gesehen habe, ich werde es nun und nimmermehr wieder aus meinen Händen lassen, sondern es ruhig behalten. Wenn die Russen gefest hätten, sie würden es mit uns nicht anders gemacht, und uns nicht allein die Pferde, sondern auch noch Ähren und Ringe und dergleichen genommen haben.“

Mich jammerte der russische Offizier, dessen Liebe zu seinem Pferde ich gesehen und verstanden hatte. Darum sprach ich: „Kamerad, wer von uns weiß, ob er wieder nach Hause kommen wird, noch dazu wie und wann! Ich habe eine große Bitte an dich. Du wirst sie mir nicht abschlagen. Verlaufe mir das Pferd, und wähle dir außerdem noch ein anderes, das mir von der gemachten Beute zufallen wird.“

Dies Wort half. Wir hatten seit fünf Monaten keinen Sold mehr erhalten, und das Geld war ziemlich knapp unter uns geworden. Mein Freund fragte darum schnell: „Hast du denn noch Geld?“ — „Drei Dukaten,“ antwortete ich, „die will ich dir für den Falber geben.“ — „Das ist ein großer Schatz,“ rief er, „topp! Aber,“ setzte er hinzu, „ich tue es nur, um dir damit einen Gefallen zu erweisen.“

Ich gab ihm meine drei Dukaten. Es war das letzte Geld, das ich in meiner Tasche hatte. Aber was kümmerte mich das? Ich wußte ja nicht, ob ich nicht vielleicht in der nächsten Stunde getödtet oder wenigstens gefangen und ausgeplündert würde. Unser Handel war gemacht. Hierauf winkte ich dem russischen Offizier, der traurig von ferne stand, und übergab ihm sein Pferd. Anfänglich wollte er sein Glück gar nicht glauben. Als er aber sah, daß es mein toller Herr war, ihm sein Pferd zu danken, wurde er fast außer sich vor Freude. Einmal um das andere wollte er mir meine Hand küssen. Dann ließ er mich zu dem geliebten Tier hin und liebte es zärtlich. Das Glück des Mannes rührte und bewegte uns alle. Ich ließ ihn seine Wunden verbinden und sorgte dafür, daß keiner von uns ihm sein Eigentum streitig machen konnte. Kurze Zeit darauf wurde er ausgelöst und lehrte zu seinem Trupenteile zurück.

Unser Krieg mit den Russen hatte bald ein Ende. General York, unser Oberbefehlshaber, trennte sich auf eigene Verantwortung von den Franzosen, den Feinden und Vaterbrüdern unseres Vaterlandes. In der Poscherunger Mühle bei Lauroggen schloß er mit dem russischen General Diebitz einen Vertrag ab, wonach er alle Feindseligkeiten gegen die Russen einstellte. Wir waren jetzt die Freunde unserer bisherigen Gegner geworden. Wohlverwahrt und mit den nöthigen Vorsehungen versehen, lehrten wir in unser preussisches Vaterland zurück. In Königsberg erhielt wir erst eine kleine Abschlagszahlung auf unser rückständiges Gehalt. Wir konnten das Geld gut gebrauchen, obwohl es leider nicht hinreichte, um alle unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Unsere Kleidung war so elend und abgeriffen, daß wir uns mit Recht schämten uns in einem solchen Zustande auf der offenen Straße zu zeigen. Bei den unruhigen Zeiten und dem brohenden Ausbruche des Krieges war von Hause wenig oder nichts zu erwarten. Die Güter kosteten jetzt mehr als sie einbrachten. Was von den Feinden nicht genommen und den Freunden nicht umsonst gegeben wurde, das wurde auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. So sah ich eines Tages mit einem meiner Kameraden ziemlich abgeriffen und verzagt durch die Straßen von Königsberg. Da hielt vor uns eine glänzende Equipage. Wir gingen daran vorbei, ohne sie genauer anzusehen. Plötzlich wurde der Wagenhals aufgerissen. Ein junger russischer Offizier sprang heraus, ließ auf mich zu und fiel mir

um den Hals. Er küßte mich unter vielen Tränen und weinte und zu lezte durchheinander. Ich wußte zwar nicht, was dies bedeuten sollte. Endlich verstand ich die abgeriffenen Worte, die er stammelte: „Bruder, halbe Falke, Bruder!“ Nun sah ich ihn aufmerksam an und erkannte ihn. Es war mein Gefangenener, den ich dort in dem Walde sein liebes Pferd wieder zurückgeschickt hatte. Wir mochten uns sträuben, wie wir wollten, wir mußten in die prächtige Kutsche steigen und mit ihm nach seiner Wohnung fahren. Hier zeigte er mir vor allen Dingen sein Pferd, seinen Falber, den er noch immer hatte, und zu lezte dabei, obgleich ich freilich von seiner Sprache wenig verstand. Als er hierauf unsern Anzug näher betrachtete und unsere dürftige Lage daran ersehen hatte, drang er mit stürmischen Gebarden in mich, eine große Summe Geldes, die er aus seiner Schatulle holte, von ihm anzunehmen. Ich nahm die drei Dukaten, die ich an jenem Abend für das Pferd bezahlt hatte, und bogte mir noch zwanzig dazu. Vierzehn Tage darauf habe ich ihm die Schuld ehrlich zurückgehabt, nachdem wir unseren seit neun Monaten rückständigen Sold endlich empfangen hatten. In der Zwischenzeit hatte mir das von ihm geliehene Geld treffliche Dienste geleistet. Auf diese Weise hatte der Offizier mir das geschenkte Pferd gut bezahlt und die Freude, die ich ihm gemacht hatte, überreichlich vergolten. Meinem Kameraden und mir war hierdurch geholfen. Wir sprachen noch oft von dem dankbaren Knecht und von der Freude, die dies Wiedersehen in den Straßen von Königsberg bereitet hatte. Doch, es sollte noch anders und noch besser kommen.

Der Krieg mit Frankreich brach endlich los. Der König rief, und alle, alle kamen. Die Männer und Jünglinge unseres Landes strömten in Scharen herbei, um das Vaterland von dem fremden und übermüthigen Unterdrücker zu befreien. Die Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen, bei Großbeeren und an der Ragbach, bei Culm und Dennewitz waren geschlagen worden. Auf den Feldern bei Leipzig hatten die Verbündeten die Macht des französischen Zwingherrn gebrochen. Seine Truppen waren über den Rhein zurück nach Frankreich gelassen. Die Sieger hatten das stolze Paris erobert und den übermüthigen Mann nach der Insel Elba verwiesen. Von hier war er heimlich entflohen und am 1. März 1815 wieder an der Küste von Frankreich gelandet. Unsere Truppen mußten abermals in das Feld. Napoleon hatte sich schnell gerüstet und wandte sich zuerst gegen den alten Blücher. Wenn er diesen, wie er hoffte, besiegt und vernichtet hätte, dann meinte er mit den andern bald fertig zu werden. Am 11. Juni 1815 rückte er von Paris aus. „Soldaten,“ so sprach er zu seinen Truppen, „heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zweimal das Schicksal Europas entschied. Damals, wie öfters, waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürsten auf ihren Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohen. Die Unsinningen! Sind wir und sie nicht noch die nämlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie in Frankreich ihr Grab finden.“ Das waren seine stolzen und übermüthigen Worte. Sein Heer war so glänzend, so zahlreich und so kampfesmutig, als es nur jemals früher gewesen war. Mit hundertunddreißigtausend Mann griff er die Achtzigtausend, die der alte Blücher ihm entgegenstellen konnte, den 16. Juni 1815 bei Ligny an.

Das war ein heißer, schwerer Tag. Stundenlang standen wir in einem furchtbaren Feuer der französischen Artillerie. Das Dorf Ligny bildete den Mittelpunkt der Schlacht. Durch dieses Dorf schießt ein Bach, der die feindlichen Heere von einander scheidet. Die Franzosen griffen uns mit großer Heftigkeit an, aber wir Preußen blieben ihnen nichts schuldig. Dreimal drangen die Feinde im heißen Sturm auf das Dorf vor, dreimal wurden sie von uns zurückgeworfen. Von beiden Seiten wütheten je sechzig Kanonen ein mörderisches Feuer. Wo man sich nicht verschaffen konnte, da schlug man sich mit dem Kolben tot. Die Truppen erschöpften sich so sehr in dem heißen Kampfe, daß Offiziere und Soldaten hier und da aus Ermattung zusammenliefen. Der Augenblick war gekommen, wo die Schlacht sich entscheiden mußte. Wer noch frische Truppen zum letzten Kampfe frischen konnte, der mußte den Sieg erhalten. Der Blücher konnte das nicht. Er hatte mit fester Zuversicht auf die Hilfe der Engländer gewartet, die ihm versprochen worden war. Aber unsere Verbündeten ließen uns im Stich. Es war halb neun Uhr abends geworden. Da sammelte Napoleon seine Garben, viertausend Mann zu Fuß und viertausend Mann zu Ross, und drang mit diesen frischen Truppen auf die ermüdeten Preußen ein. Das Dorf wurde erobert, unsere Stellung durchbrochen, die Schlacht war für uns verloren. Blücher hatte den Degen gezogen und seine Reiter selbst gegen die französischen Kürassiere geführt. Er konnte den Feind nicht mehr aufhalten,

eine Leute wurden geworfen. Sein eigenes Pferd traf ein Schuß. In wilden Sprüngen jagte es davon, die französischen Kürassiere hinter ihn her. Endlich stürzte es zusammen, und der alte Feldmarschall lag leblos unter dem toten Tiere. Sein Adjutant, der treue Graf Kottig, sprang ab und stellte sich mit gezogenem Degen neben ihn. Was er wollte, so hat er später gestanden, wußte er selbst nicht. Die feindlichen Reiter jagten vorüber, sie hatten den Feldmarschall nicht erkannt. Kottig war wieder mit dem alten Heiden allein. Aber nicht lange, da brauchten die Kürassiere zum zweitenmal vorüber. Unsere braven Truppen, die sich gesammelt hatten, hatten sie zurückgeworfen. Doch wieder blieben ihre Augen gehalten. Die unsen jagten hinter ihnen her. Schnell hielt Kottig einen Husaren an. Mit Mühe wurde der Feldmarschall unter seinem Rolfe hervorgezogen und auf das Husarenpferd gesetzt. Es war die höchste Zeit, denn schon drangen die feindlichen Reiter aufs neue vor.

Wir Preußen hatten einen schlimmen und sehr gefährlichen Rückzug. Unsere Leute waren vor Hunger, Durst und Mattigkeit halb tot. Viele von ihnen sanken auf dem Wege zusammen und waren nicht weiter fortzubringen. Andere schloffen mitten im Marsch und wurden schlafend von den verfolgenden Feinden niedergeböhau. Ich selbst bildete mit meinem Bataillon den Nachtrab der Armee. Die französischen Reiter waren uns fortwährend auf den Fersen. Wir waren jeden Augenblick in Gefahr, von ihnen niedergeböhau und gefangen zu werden. Unser Pulver war entweder verpuffen oder verdorben. Da brausten die stürmenden Feinde wieder heran. Ich nahm mit meinem Bataillon die Stellung hinter einem kleinen Graben, der von niedrigen Hecken eingefaßt war. Es sah wenigstens aus wie eine kleine Dedeung, während es doch im Grunde so gut wie gar keine war. „Kinder,“ so sprach ich zu meinen Soldaten, „hier wollen wir stehen, hier wollen wir als brave Preußen kämpfen und fallen. Wer noch Patronen hat, möge davon an seine Kameraden etwas abgeben. Ihr schießt auf dreißig Schritt, sobald ich kommandiere. Kein Schuß darf vorher oder vergeblich geschossen. Ihr schießt und steht nach den Köpfen der Pferde. Haltet euch dicht zusammen und laßt keine Lücke! Wer fällt der fällt.“ Meine Leute taten ihre Schuldigkeit als brave Soldaten. Die feindlichen Reiter wurden zersprengt und lehrten um. Aber sie hatten sich bald wieder gesammelt, um uns nur desto hitziger anzugreifen. Jetzt waren wir ohne Rettung verloren. Wir hatten keinen Schuß mehr in unsern Gewehren, und konnten uns nur noch auf Bajonnet und Kolben verlassen.

Wieder brausten die französischen Reiter wie ein Sturmwind heran. Aber auch von der Seite und in unsern Rücken hörten wir das Stampfen galoppierender Pferde. Ein Entsetzen ging durch unsre Reihen. Waren wir schon abgeschnitten und von allen Seiten umzingelt? Doch — was war das? Ein jubelndes, ein donnerndes Hurra ertönte aus dem Munde der nobelsmüthigen Schar. Eben setzte ein Reiter über die Hecken und den Graben. Ich traute meinen Augen nicht. Ist das nicht Falber? Ist es nicht der russische Offizier? Ja, er ist es, und hinter ihm her in dichten Scharen die Kosaken mit ihren langen, von den Franzosen so gefürchteten Lanzen. In einem Augenblicke waren die Feinde geworfen und zerstreut. Sie kamen nicht wieder. Unser Häuflein, das soeben noch von Tod und Verderben bedroht war, war durch ein Wunder gerettet. Dies war nun freilich kein Augenblick, um dem Freunde und Helfer in der Not zu danken. Wir beilieten uns, in schnellem Marsche die Armee zu erreichen, was uns auch gelang. Hier ersuchte ich, daß mein Freund mit dem Falber zu spät gekommen war, um noch an der Schlacht teilzunehmen. Er hatte von den Offizieren gehört, daß ich bei der Nacht war. Sein hochbares Herz hatte die Gefahren ertragen, die mir drohten, und so war er schnell zu meiner Rettung herbeigekommen. Einige Tage darauf fand ich ihn, und er erzählte mir selbst, was er gehört und getan hatte. Nun konnte ich ihn von ganzen Herzen danken. Das Pferd war mir nun zum zweitenmal, und diesmal noch besser als vorher, bezahlt. Wir umarmten uns herzlich und schieden tief gerührt von einander. Ich habe den braven russischen Offizier mit seinem Falber hernach nie wieder gesehen.

Der Großvater hatte seine Erzählung beendet. Die Kinder hatten ihm mit großer Spannung zugehört. Sie sahen noch eine Weile still und stüberten dann heimlich miteinander Der ehrwürdige Greis aber blickte dankbar gen Himmel.

— Küche = Orakel. (Die junge Frau hat zum ersten Male selbst gekocht). Er: „Nun, Schatz, was hast Du eigentlich Gutes? Sag mal.“ Sie: „Wart nur — ich komm' schon noch draus — ich glaube, es ting mit A an.“

Die Uhr war schuld.

Eine Geschichte für Herdöse. Von Peter Paul Schmitt.

Eines schönen Tages bekam ich es mit der Herdösität. Alle anständigen Menschen sind heutzutage Herdöse, sollte ich da vielleicht eine Ausnahme machen? Der Arzt holte mich des langen und breiten über meine Lebensgewohnheiten aus.

„Die Grand Central ist an allem schuld,“ sagte ich.

„Die Grand Central?“

„Jawohl, die Grand Central. Biermal täglich fahre ich hin und her. Morgens gehe ich ganz friedlich fort, unterwegs werde ich aber unruhig und schaue öfter nach der Uhr, ob ich auch meinen Zug noch erreiche. Wenn dann der Bahnhof erst in Sicht kommt und ich höre den Zug, dann ist es aus. Dann tritt es mir im ganzen Körper, das Herz wird nervös, und ich renne die Treppe hinauf. Von der Aufregung bin ich dann zappelig und unbrauchbar, bis mittags die Geschichte sich wiederholen kann.“

„So, so, hm, hm.“

„Während hielt ich noch einen längeren Vortrag über Puls, Nachtruhe und vieles andere. Hierauf versiel er in heftiges Nachdenken. Als er damit fertig war, sagte er: „Sihnen kann geholfen werden. Tragen Sie nun jetzt ab keine Uhr mehr.“

Ich mußte mich wohl verheißt haben; oder war der Mann vielleicht verriickt geworden? Er wiederholte aber ganz laut und deutlich: „Sie sollen keine Uhr mehr tragen!“

Verheißt hatte ich mich demnach nicht. Aber es klang nicht wie ein ärztlicher Zuspruch, sondern wie ein drohendes Ultimatum. Da fing ich an, in sinnloser Angst alles mögliche durcheinander zu stötern: von der Uhr, und daß man ohne U., nicht leben könne, und daß die Uhr der Mittelpunkt des modernen Menschen wäre oder umgekehrt und so weiter.

Der Arzt gab mir zur Beruhigung einen Brandy. Dann setzte er mir die Sacke auseinander und herschte mich also an: „Gehen Sie morgens eine Stunde früher als notwendig von zu Hause weg. Gehen Sie, so langsam Sie können, zum Bahnhof. Steigen Sie so langsam wie möglich die Treppe hinauf. Gehen Sie mit keinem Zug, den Sie gerade erreichen könnten, sondern erst mit dem nächsten. Sie können sich also gehellt betrachten.“

Damit war ich draußen. Im stillen hatte ich auf einen zweiten Brandy gehofft. . .

Immerhin — es dämmerte mir etwas von der Klugheit des Doctors, und ich war fest entschlossen, ihm einen Teil seines Honorars nicht vauerdend schuldig zu bleiben.

Nun begann ein neues Leben, und allen Herdösen sei es vorweg zum Trost gesagt: Ich wurde geheilt. Gewissenhaft, wie ich bin, übertrieb ich das Rezept zwar ein bißchen. Des Morgens ging ich so früh von Hause fort, daß man knapp die Hand vor Augen sehen konnte. Und wie sorgfältig spazierte ich zum Bahnhof; mir konnte ja nichts geschehen! Kein Zug konnte mir mehr vor der Nase wegfahren; das heißt, es konnten mir gar nicht genug vor der Nase wegfahren. Da sah ich dann auf dem Bahnsteig froh und glücklich. So drei bis vier Züge ließ ich für meine Gesundheit vorbeiziehen, und nahm mich beständig auf und brachte mich noch rechtlich zwanzig Minuten zu früh ins Bureau.

Nach einmal: Ich wurde geheilt. Das Krabbeln war fort, die sieberhafte Unruhe war ausgelöst, das nervöse Hin und Her war verschwunden.

Seitdem sehe ich mit anderen Augen in die Welt. Wenn ich früher mitgetannt bin, so andere rannten, sehe ich jetzt mit Ruhe dem allgemeinen Krabbel zu. Auf der Straße rennt allerdings keiner; es ist unwahr, daß die Leute in New York rennen, so lange keine Autogefahr droht.

Vielleicht aber rennen sie in England? In England war ich zwar noch nicht, aber ich sah einmal zwei Engländer auf einem Schiff. Die rannten immer, so lange sie nicht hinter ihrem Whisky saßen, auf dem Schiff auf und ab. Ich war den ganzen Tag damit beschäftigt, ihnen erscheckt auszuweichen.

Lassen wir aber die Engländer England sein: in New York rennt jedenfalls auf der Straße niemals einer. Aber wenn die New York zur Untergrundbahn hinabstiegen oder zur Hochbahn hinauf, dann geht die wilde Jagd los. Welche wenn sich ihnen einer in den Weg stellt — in drei Minuten erst fährt wieder ein Zug! — es geht über Tote und Lebendige. Stundenlang kann ich jetzt so behaglich dastehen und die Meute beobachten.

Ich aber renne nicht mit. Noch einmal: Ich bin geheilt. Von dem Gelde, das ich im ersten Jahre an Reparaturen für meinen Chronometer ersparte, kaufte ich meinem Hund, der den fonderbaren Namen Rabenfreund führt, ein silbernes Halsband. Denn, was ich im zweiten Jahre ersparen werde, will ich dann die Doktorrechnung bezahlen.

— Küche = Orakel. (Die junge Frau hat zum ersten Male selbst gekocht). Er: „Nun, Schatz, was hast Du eigentlich Gutes? Sag mal.“ Sie: „Wart nur — ich komm' schon noch draus — ich glaube, es ting mit A an.“